

Wolfgang Fritz Haug

Zur Kritik der monetaristischen *Kapital-Lektüre* (II)

›Logik‹ und Praxis bei Heinrich

1. *Exodus aus dem Marxismus*

In der Inszenierung von Sean O'Caseys *Purpurstaub* im Brecht-Ensemble gab es die Figur eines ›Penners‹, der, eine halbleere Flasche in der Hand und ein paar Strohhalme am Rücken einmal durch jeden Akt schritt, ohne je selbst zu sprechen. Er gehörte zur Handlung gerade auf die Weise, nicht zu ihr zu gehören. Diese Rolle spielt bei Heinrich der »traditionelle Marxismus«. Im ›richtigen‹ Verständnis der Kritik der politischen Ökonomie hat er nichts zu suchen, und gerade diese Ausschließung ist das Warenzeichen des Neuen. Als *running gag* geht er durch alle Kapitel. Und nicht einmal kommt er selbst zu Wort. Das wäre auch nicht einfach zu machen, denn dann käme Stimmengewirr aus seinem Mund, aus dem sich allmählich weiterführende Kontroversen abzeichnen würden. Kurz, »der traditionelle Marxismus« ist der Mythos, mit dem in vermeintlicher Direktverbindung mit Marx ein Exodus aus der Geschichte des Marxismus angeführt wird – nicht ohne Hohn auf den »vom traditionellen Marxismus häufig¹ gerühmten ›Standpunkt der Arbeiterklasse‹« (E96), von dessen kritisch-epistemologischer Bedeutung² Heinrich keinen Begriff mehr hat und den in die Gegenwart des High-Tech-Kapitalismus zu übersetzen ihm nicht in den Sinn kommt.

Vom marxischen Vorwort der Schrift *Zur Kritik der politischen Ökonomie* (1859) erfahren die Adepten zum Beispiel: »Im traditionellen Marxismus und Marxismus-Leninismus gelten die knappen Aussagen dieses Vorworts als eines der grundlegenden Dokumente des ›historischen Materialismus‹. Häufig [!] wurde gefolgert, dass [...] jedes Phänomen des ›Überbaus‹ eine Ursache in der ökonomischen ›Basis‹ haben müsse. Diese simple Reduktion [...] bezeichnet man als Ökonomismus.« (E194) Abgesehen davon, dass diese Eins-zu-eins-Vorstellung bereits von Engels bekämpft und von den meisten Marxisten längst verworfen worden ist, sagt Heinrich nicht, dass dieser Begriff des Ökonomismus von Lenin

-
- 1 Generalklauseln wie »häufig« sollen aus der momentanen Situation heraus plausibel erscheinende ad-hoc-Verallgemeinerungen absichern (vgl. E173).
 - 2 »Marxens Kritik der politischen Ökonomie stellt sich durchweg auf den Standpunkt dessen, was allgemein ist oder doch seine Verallgemeinerung erträgt. Ihrer Verallgemeinerung drängt insbesondere die Arbeit entgegen, weil sie durch sie verkürzt und aus ihrer gegensätzlichen Form befreit wird. [...] Andere für sich arbeiten lassen, ist nicht verallgemeinerbar, wird also durch Verallgemeinerung negiert.« (Haug 1973, 183f) Muss man hinzufügen, dass damit eine Potenz, keine Faktizität ausgesagt ist?

stark gemacht und von Gramsci ausgearbeitet worden ist, kurz, dass er selbst es marxistischer Tradition verdankt, so sprechen zu können. – Oder: »Für den traditionellen weltanschaulichen Marxismus und den Marxismus-Leninismus war [...] zentral, dass der Sozialismus oder Kommunismus zu einer anderen Verteilung führen würde«, also eine »verteilungszentrierte Auffassung« statt gesellschaftlicher Selbstverwaltung (E218). Muss man sagen, dass die Kritik daran solide marxistische Tradition hat, nicht zuletzt aus kommunistischer Richtung?

Solches antihistorische Sich-die-Hände-in-Unschuld-Waschen erinnert an die warenästhetischen Anstrengungen zur Veraltung des in Gebrauch Befindlichen nach der Devise »Altes raus, Neues rein!« Wenn das Neue mehr als ein zum Kauf verlockendes Gebrauchswertversprechen sein soll, muss es seine Wurzeln in den Erneuerungsarbeiten der vergangenen Jahrzehnte suchen. Tatsächlich führt ja auch Heinrich seine »monetäre Werttheorie« auf Hans-Georg Backhaus³ zurück (2003, 400f, Fn. 3), der sich wiederum auf Helmut Reichelt⁴ stützt, also auf den ›kapitallogischen‹ Zweig des im Kontext der Studentenbewegung der 1960er Jahre Kraft gewinnenden Marxismus der ›Neuen Linken‹. Die Marx-Unmittelbarkeit ist also weitgehend imaginär, und es scheint eher, dass unterm Pseudonym »traditioneller Marxismus« all das, was nicht nur an Marx-Lektüren, sondern an Marx selbst der monetären Lesart widersteht, in die Wüste gejagt werden soll.

2. Marxkritik, aber nur halblaut

Während sich das in seiner Dissertation ganz anders liest, kritisiert Heinrich in der *Einführung* Marx, wo dieser sich seiner Deutung nicht fügt, zumeist nur verhüllt und auf eine Weise, die nur für ›Eingeweihte‹ erkennbar ist. Eine der schärfsten Stellen lautet: »Dass das allgemeine Äquivalent unbedingt eine Ware sein müsse, hatte Marx aber nicht gezeigt, sondern unterstellt.« (E68) Die gezähmte Form macht die an sich schon fragwürdige Kritik vollends unsinnig. Sie verleugnet die These, die dahinter steht: Wenn es bei Marx der Ausschluss einer bestimmten Ware durch die übrige Warenwelt ist, die jene in die allgemeine Äquivalentform und schließlich in Geldform bringt, ist es bei Heinrich das Geld, welches die Produkte erstmals in Waren- oder Wertform bringt. »Damit sich das Wertgespenst tatsächlich fassen lässt, benötigt es [...] Geld.« (E81) Geld ist aber keineswegs, wie Heinrich meint, notwendig, »um den Wertcharakter« auszudrücken, nicht einmal, »um die Waren umfassend als Werte aufeinander zu beziehen« (E81) – letzteres erlaubt eine allgemeine Äquivalentform, die jeder Ware zukommen kann, in der alle anderen Waren, wie Marx sagt, »ihre Wertgrößen [...] bespiegeln« (23/81). Wohl aber ist Geld

3 Vgl. die Nachzeichnung seiner einschlägigen Denkentwicklung in *Argument* 251/2003, 391ff, sowie in: HKWM 6/I, 359-62, wo im Kontext die Korrespondenzen zu Entwicklungen im DDR-Marxismus-Leninismus deutlich werden.

4 Vgl. meine Rezension der Neuauflage seiner *Logik des Kapitalbegriffs* in *Argument* 246/2001, 44. Jg., 2002, H. 3, 414f.

notwendig und auf seiner Grundlage die Durchsetzung des Kapitalverhältnisses, um die *Produkte einer Gesellschaft* annähernd »umfassend als Werte aufeinander zu beziehen«.

Das Problem mit der allgemeinen Äquivalentform als der unmittelbaren Vorstufe der Geldform besteht von logizistischem Standpunkt darin, dass sie eigentlich nur eine Denkbestimmung sein dürfte, weil der methodischen Fiktion nach real zu verstehende Bezüge auf vorkapitalistische Formen von Ware und Geld ausgeschlossen sein sollen. Daher auch der geradezu erbittert geführte Kampf gegen Engels' Rede von einfacher Warenproduktion (vgl. etwa Hecker 2002). Lässt man sich von dieser Fiktion nicht blenden, präsentiert sich die marxsche Argumentation sonnenklar: »Dem Entwicklungsgrad der relativen Wertform entspricht der Entwicklungsgrad der Äquivalentform. Aber, und dies ist wohl zu merken, die Entwicklung der Äquivalentform ist nur Ausdruck und Resultat der Entwicklung der relativen Wertform.« (23/81) Die Aktion kann nur von der Wareseite ausgehen und muss sich als Dynamik der Tauschform auf eine einzelne Warenart richten. Ferner lassen sich an dieser Aktion Entwicklungsgrade unterscheiden. »Die spezifische Warenart nun«, heißt es bei Marx, »mit deren Naturalform die Äquivalentform gesellschaftlich verwächst, wird zur Geldware oder funktioniert als Geld.« (23/83) Aber wie könnte die allgemeine Äquivalentform nur ein Gedankending sein, wenn sie »durch gesellschaftliche Gewohnheit endgültig mit der spezifischen Naturalform der Ware Gold verwachsen ist« (23/84)? In der zweiten Auflage fügt Marx hinzu: »Man sieht es der Form allgemeiner unmittelbarer Austauschbarkeit in der Tat keineswegs an, dass sie eine gegensätzliche Warenform ist, von der Form nicht unmittelbarer Austauschbarkeit ebenso unzertrennlich wie die Positivität eines Magnetpols von der Negativität des andren. Man mag sich daher einbilden, man könne allen Waren zugleich den Stempel unmittelbarer Austauschbarkeit aufdrücken, wie man sich einbilden mag, man könne alle Katholiken zu Päpsten machen.« (23/82, Fn. 24, vgl. I.5/40) Heinrich könnte ebenso gut sagen, Marx habe nicht gezeigt, sondern bloß unterstellt, dass der Papst unbedingt ein Katholik sein müsse. Die Geldware repräsentiert das schlechte Gewissen der monetären Werttheorie. Sie soll verschwinden, damit das Geld, der Papst der plebejischen Warenwelt, seine Herkunft aus dieser und die Tatsache, dass es seine Macht von dieser geborgt hat, verdrängen kann.

Ein zweiter Punkt einer nur halb deutlich werdenden Kritik an Marx betrifft die Art, wie dieser den Begriff »gleiche menschliche Arbeit« oder »abstrakte Arbeit« (23/61) einführt. »Dieser Punkt«, heißt es in Heinrichs *Einführung*, »wird von Marx nicht immer ganz deutlich gemacht.« (E48) Stein des Anstoßes ist die marxsche These, dass die »Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn« (23/61), d.h. die »Verausgabung der Lebenskraft« (23/204) der Produzenten, das Substrat der Regulation durch den Wert bildet.

Im Windschatten der in Wirklichkeit von allem etwas besseren ›traditionellen Marxismus‹ – besonders klar von Lenin – geteilten Einsicht, dass »Wert« als »gesellschaftliches Verhältnis« zu begreifen ist, stellt Heinrich wieder das Abstoßungsbild der ›traditionellen Marxisten‹ auf, die »substanziellistisch« »Wert

am einzelnen Ding festmachen wollen« (E62). Im Gegenzug fällt er ins andere Extrem: Und zwar beseitigt er das Substrat, auf dem die verrückt-funktionelle Figur des »gesellschaftlichen Dinges« aufsitzt. Das sei »nun gerade eine reine Denkabstraktion, der im Übrigen jede Arbeit unterworfen werden kann, gleichgültig, ob sie Ware produziert oder nicht« (E48). In der Tat ist, wie es bei Marx heißt, alle Arbeit »Verausgabung der Lebenskraft«; daher musste auch »in allen Zuständen [...] die Arbeitszeit, welche die Produktion der Lebensmittel kostet, den Menschen interessieren, obgleich nicht gleichmäßig auf verschiedenen Entwicklungsstufen« (23/85f). Doch nur in Verhältnissen privat-arbeitsteiliger Produktion, in denen der produktive Stoffwechsel Mensch-Natur durch den gesellschaftlichen Stoffwechsel ergänzt werden muss, wächst der Arbeitskraftverausgabung als solcher die Funktion zu, diesen ergänzenden Stoffwechsel »in der Form eines gesellschaftlichen Verhältnisses der Arbeitsprodukte« (ebd.) zu regulieren. Die Abwesenheit dieser Form in vorkapitalistischen Verhältnissen nimmt Heinrich für die Inexistenz ihres Inhalts. Und die Tatsache, dass die individuell aufgewandte Arbeit als menschlicher Einsatz zwar das Substrat, doch nicht selber Grundlage der effektiven gesellschaftlichen Anerkennung als wertbildend ist, genügt ihm, um das derart Eingespannte vollends zu negieren. Dass abstrakte Arbeit als wertbildende ein gesellschaftliches Geltungsverhältnis ausdrückt, sollte ebensowenig strittig sein wie die Tatsache, dass die gesellschaftliche Anerkennung als wertbildend im Vollzug der Realisation des Wertes sich einem systemischen und unaufhebbar krisenförmigen Reduktionsprozess verdankt. Hier bin ich mit Heinrich einig gegen marxistisch verkleidete neocardianische Auffassungen. Den Primat hat die Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse. Darstellung und Begriffsaufbau müssen dem Rechnung tragen. Mit diesem Gedanken beginnen meine *Vorlesungen* von 1974 (Kap. I.12), wo ich der *Kapital*-Lektüre den marxischen Satz ins Stammbuch schreibe: »Es ist ebenso unmöglich, direkt von der Arbeit zum Kapital überzugehen, als von den verschiedenen Menschenrassen direkt zum Bankier oder von der Natur zur Dampfmaschine.« (42/183f) Gleichwohl ist Kapital »tote Arbeit« und ist eine Dampfmaschine umgeformte »Natur«. Bei Heinrich dagegen verflüchtigt sich vor lauter »gesellschaftlicher Geltung« das Geltende, und die ideologiekritisch wichtige Entnaturalisierung kippt um in Naturverdrängung. Dagegen gilt es, die kapitalistische Einspannung von Natur zu analysieren, die auch bei der wertbildenden abstrakten Arbeit das Reale der Reduktion ausmacht. Wenn Heinrich sagt, diese Naturgrundlage sei nur eine »Denkabstraktion« (R98), so ist dies eine Frucht schlecht-abstrakten Denkens, denn um die Verfügung über (fremde) Arbeitskraft und außermenschliche Naturressourcen dreht sich auch das kapitalistische Geschehen wirklich.

Abstrakte Arbeit ist für Heinrich »ein nur im Tausch existierendes gesellschaftliches Geltungsverhältnis« (E51), bzw. ein »im Tausch konstituiertes *Geltungsverhältnis*: im Tausch *gilt* die verausgabte konkrete Arbeit als ein bestimmtes Quantum Wert bildender abstrakter Arbeit« (E49). Das löst nicht nur »das ökonomische Ding an sich«, den Konsum von Lebenskraft und –zeit, in ein bloßes Geltungsverhältnis auf, sondern missversteht »konkrete Arbeit« als das Konkretum warenproduzierender

Arbeit. In Wahrheit ist auch das, was man sehen kann, die konkret nützliche Arbeit, gemessen am Ganzen der Arbeit, eine Abstraktion. Das bloße Vorkommen des Wörtchens »konkret« bezeugt noch lange kein Konkretum.

Im Blick auf abstrakte Arbeit scheint die monetäre Lektüre indes einen anderen, starken Punkt zu haben. Von ihr sagt Heinrich: »Wertbildende Arbeit lässt sich *nicht anders* als durch Geld messen.« (E63) Doch das ist zu glatt, um wahr zu sein. Der Witz ist ja, dass Geld zwar als »unmittelbare Existenzform« der abstrakten Arbeit (13/42) erscheinen kann, genauer: sich als »notwendige Erscheinungsform des immanenten Wertmaßes der Waren, der Arbeitszeit« begreifen lässt (23/109), jedoch die Arbeitszeit nicht zu messen erlaubt, da die Abweichung des Preises von der Wertgröße [...] in der Preisform selbst« liegt, und diese »Möglichkeit quantitativer Inkongruenz« es gerade ist, was die Preisform »zur adäquaten Form einer Produktionsweise [macht], worin sich die Regel nur als blindwirkendes Durchschnittsgesetz der Regellosigkeit durchsetzen kann« (23/117). Heinrich müsste sich entscheiden, entweder Karl Poppers vulgärökonomischer Anweisung zu folgen und die Werttheorie zugunsten des theoretischen Monetarismus vollends einzuziehen (1958, 209f), oder die Luft aus der »monetären Werttheorie« herauszulassen und an ihrer Stelle die schlichte Einsicht stehen zu lassen, dass Kapitalismus ohne Geld unvorstellbar ist. Wenn sich die Folge Kapital-Geld-Wert rückbezüglich als notwendiger Aufbauzusammenhang darstellt, so durfte er keineswegs die Blickrichtung umkehren ins Teleologische, wie Lenin das getan hat, als er meinte, Marx decke zu Beginn des *Kapitals* in der Wertformanalyse »alle Widersprüche der modernen Gesellschaft auf« (LW 38, 340), ein enthusiastisch sich überstürzendes Ans-Ende-kommen-Wollen.⁵

3. Die Eliminierung des Begriffs »organische Zusammensetzung«

Mit dem Begriff der organischen Zusammensetzung des Kapitals drückt Marx – erstmals in der französischen Übersetzung, seinen bisherigen Sprachgebrauch, der noch die 2. Aufl. bestimmt (II.6/561) korrigierend (II.7/534) – die »enge Wechselbeziehung« der »Wertzusammensetzung« und der »technischen Zusammensetzung« aus: »Insofern die Wertzusammensetzung des Kapitals durch die technische Zusammensetzung bestimmt ist«, bezeichnet Marx sie als *organische Zusammensetzung* des Kapitals (23/640). Engels hat, einer Notiz von Marx folgend, diese Bestimmung in die 3. Aufl. eingefügt.

Als »Wertzusammensetzung« fasst Marx die monetär ausdrückbare Proportion von konstantem und variablem Kapital. Unter »technischer Zusammensetzung« versteht er auf der »Seite des Stoffs, wie er im Produktionsprozess fungiert«, das Verhältnis von »Produktionsmitteln und lebendiger Arbeitskraft«, bzw. »das Verhältnis zwischen der Masse der angewandten Produktionsmittel einerseits und

5 In meinen *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«* von 1974 (V.8) zitiere ich die Stelle unkritisch, leite aber wenigstens Prüfungskriterien daraus ab, die an den marxischen Text angelegt werden sollen.

der zu ihrer Anwendung erforderlichen Arbeitsmenge andererseits« (23/640). Der Kontext, in dem Marx diese Begriffe einführt, ist durch die Frage bestimmt, wie sich mit der Akkumulation des Kapitals die Nachfrage nach Arbeitskraft entwickelt.

Es geht also um den *Zusammenhang zweier ganz heterogener Zusammensetzungen*, einer quantitativ-wertmäßigen und einer stofflichen. Heinrich, dem alle solche ›Vermischungen‹ logisch suspekt sind,⁶ interpretiert die Zusammenhangsfrage um in eine lineare, nämlich als »Versuch, diesen Begriff auf Veränderungen einzuschränken, die von nur einer Ursache ausgehen, der Änderung der technischen Bedingungen« (1999, 319). Heinrich legt nun zunächst die Bedeutung des Begriffs »organische Zusammensetzung« auf die von Marx früher gegebene und inzwischen aufgegeben Bestimmung fest⁷, tilgt also den marxschen Lernprozess, diese wichtigste Ressource der Marxrezeption (vgl. Haug 2004), um sodann den auf seine alte Fassung reduzierten Begriff als unklar und überflüssig zu eliminieren. Gegen Marx referiert er als einzig zulässige marxsche Auffassung: »Die organische Zusammensetzung berücksichtigt also nur solche Veränderungen der Wertzusammensetzung, die sich aufgrund von veränderten technischen Bedingungen ergeben (etwa weil eine neue, teurere Maschine eingesetzt wird), nicht aber solche, die allein aus Veränderungen des Werts der eingesetzten Produktionsmittel folgen.« (E123f) Beispiel: Wenn Kohle teurer wird, wächst C im Verhältnis zu V. »In diesem Fall wäre zwar die Wertzusammensetzung gestiegen, nicht aber die organische Zusammensetzung.« (E124) In Wirklichkeit war von Marx ›nur‹ gefordert, nach dem Zusammenhang der Wertbewegungen mit den stofflichen zu fragen.

Warum kappt Heinrich die Verbindung zwischen der Wertseite und der stofflichen Seite, wie er zuvor die Verbindung zwischen dem Wert und der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft als solcher gekappt hat? Seine Begründung lautet: »Veränderungen in einer Branche ändern den Wert ihres Produkts und führen damit zu Änderungen der Wertzusammensetzung in allen anderen Branchen, die dieses Produkt verwenden. Die Änderungen der organischen Zusammensetzung lassen sich von Änderungen der Wertzusammensetzung nicht mehr scharf abgrenzen.« (Ebd.; vgl. Heinrich 1999, 315ff) Doch warum sollte die Verfolgung der Auswirkungen, ihre Rückkoppelung in die Ausgangsverhältnisse, nicht gerade zur Forschungsaufgabe gemacht werden? Und warum soll dadurch die Unterscheidung eines bestimmten *Phänomens* von seinem *Zusammenhang* mit einem anderen *Phänomen* hinfällig geworden sein? Phänomene werden beschrieben, Zusammenhänge erklärt. Spielen wir Heinrichs Argument am Beispiel des Ölpreises durch: steigt dieser, verteuert sich Energie, was zu »Änderungen der Wertzusammensetzung in allen anderen Branchen« führt. Allerdings gilt dies nur bei gleichbleibender technischer Zusammensetzung. Technische Innovationen, die den Energieverbrauch reduzieren, ändern

6 Vgl. den Zusammenhang zwischen der stofflichen Zusammensetzung des gesellschaftlichen Gesamtprodukts und seiner wertmäßigen Zusammensetzung. Auch hier wird die Frage nach dem Zusammenhang zweier gänzlich heterogener Zusammensetzungsarten von Heinrich abgewiesen.

7 Im Sinne der 1. Auflage von *K I* und der Vorarbeiten zu *K III* (vgl. II.4.2/221 vs. 25/158, wo Engels die von Marx revidierte Bestimmung eingefügt hat).

die Auswirkung der Energieverteuerung. Ich muss also, will ich nicht beim begriffslosen Geldausdruck bleiben, den Zusammenhang zur Produktivkraftentwicklung herstellen. Heinrich unterstellt eine der Preisebene entsprechende quantifizierende Betrachtung auf der stofflichen Ebene, um den Vergleich dann für unmöglich zu erklären: »Allein schon der Vergleich verschiedener Produktionsmittelmengen der Masse nach ist eine Unmöglichkeit, sofern es sich nicht um Güter derselben Art handelt.« (1999, 316) Er möchte, dass »man darauf verzichtet, eine Aussage darüber zu machen, welche technische Zusammensetzung höher ist« (1999, 317). Legt man die Arbeitsproduktivität als Maßstab an, gewinnt man indes ein Kriterium. Energieverbrauch ist ein weiteres Kriterium. Dass es auf der stofflichen Ebene bei aller Quantifizierung um Qualitäten geht, nicht aber, wie auf der monetären Ebene, um qualitätslose Quantität, ist kein Einwand gegen den Versuch, Aussagen über den Zusammenhang der heterogenen Dimensionen zu machen und damit die Geldverhältnisse an die stofflichen zurückzubinden.

4. Der Monetarist spricht die Sprache des Tauschs

Als holte ihn als Wiederkehr des Verdrängten die Dialektik der Wertform hinterücks ein, spricht der werttheoretische Monetarist fast durchgängig die Sprache der prämonetären Praxisform, des Tausches. Bei ihm wird fortwährend getauscht, obgleich er doch nur innerkapitalistische Bezüge anerkennt und im Kapitalismus bekanntlich gekauft und verkauft wird. Er spricht sogar von »Warentausch«, um das Lohnverhältnis begrifflich auf den Punkt zu bringen (E94). Wenn erst vom Geld der Warencharakter auf die Produkte ausstrahlt, wie Heinrich behauptet, müsste, abgesehen vom unmittelbaren Produktentausch, immer schon gekauft bzw. verkauft werden. Vom Standpunkt des heutigen Zeichengeldes, den er sich zu eigen macht, hat der Begriff »Tausch« keinen Sinn – sondern nur in Bezug auf die marxsche »Geldware«. Nähme Heinrich seine monetäre Werttheorie ernst, dürfte er Wert nur als Preis, Tausch nur als Ver/Kauf anerkennen, statt zu behaupten, in kapitalistischen Gesellschaften sei »Tausch der Normalfall« (E39). »Dass aber fast alles getauscht wird, ist ein Spezifikum kapitalistischer Gesellschaften.« (E38) Selbst den Extraprofit⁸ nimmt er als »Extramehrwert« (E114), bloß weil Marx so spricht (23/336). Aber Marx kann so sprechen, weil er eben kein »monetärer Werttheoretiker«, sondern ein wertformanalytischer Geldtheoretiker ist und von Wert nicht erst bei erfolgtem Verkauf spricht, sondern wiederum einen Vermittlungsbegriff, den des »individuellen Werts«, einführt: Der »individuelle Wert« der überdurchschnittlich produktiv hergestellten Ware »steht nun unter ihrem gesellschaftlichen Wert, d.h., sie kostet weniger Arbeitszeit als der große Haufen derselben Artikel [...]. Das Stück kostet im Durchschnitt 1 sh. oder stellt 2 Stunden gesellschaftlicher Arbeit dar; mit der veränderten Produktionsweise kostet es nur 9 d. oder enthält nur 1 1/2 Arbeitsstunden. Der wirkliche Wert einer Ware ist

8 Die Kategorie »Extraprofit« taucht im von Marx zitierten zeitgenössischen bürgerlichen Diskurs auf (vgl. 23/264), wo übrigens auch von »unpaid labour« die Rede ist (265).

aber nicht ihr individueller, sondern ihr gesellschaftlicher Wert, d.h., er wird nicht durch die Arbeitszeit gemessen, die sie im einzelnen Fall dem Produzenten tatsächlich kostet, sondern durch die gesellschaftlich zu ihrer Produktion erheischte Arbeitszeit.« (23/336) Dass der »wirkliche Wert« einer Ware ihr gesellschaftlicher ist, hindert Marx nicht daran, der Ebene des »individuellen Werts« eine eigene Wirklichkeit zuzusprechen. Weil er Übergänge und Vermittlungen denkt und den Wert nicht bloß als vom Markt absegnetes *fait accompli*, vom »Standpunkt der fertigen Phänomene« her nimmt, mag er von »Extramehrwert« reden, um den überdurchschnittlichen Gewinn zu bezeichnen, den die in der Produktivkraftentwicklung vorgepreschten Kapitale auch dann noch erzielen, wenn sie ihre Produkte »über ihrem individuellen, aber unter ihrem gesellschaftliche Wert verkaufen« (23/336). Extramehrwert wäre dabei eine Art individuellen Vorgriffs auf künftig gesteigerten relativen Mehrwert.

5. Die ökonomistische Schließung

Daraus, dass die Tauschenden bei Marx nicht notwendig wissen müssen, dass der Gleichwertigkeit ihrer Waren gleiche Arbeitsquanten entsprechen sollten, macht Heinrich positives Nichtwissen. Demnach gilt kategorisch, »dass die Menschen im Tausch gerade *nicht* wissen, was sie da eigentlich tun« (E44)⁹, bzw. kategorisch, ohne die salvatorische Klausel »eigentlich«, »dass die Tauschenden nicht wissen, was sie tun« (E78). Doch wo Marx sagt: »Sie wissen das nicht, aber sie tun es«, geht es nicht um die Wertgröße und was ihr an Arbeit zu Grunde liegt, sondern um die *Reduktion* ihrer unterschiedlichen Arbeitstätigkeiten auf »gleiche menschliche Arbeit« (23/88). Vor allem aber geht es nicht um Wertformwissen überhaupt, sondern darum, dass solches nicht praxisnotwendig ist zur Bewegung in der Wertform. Auch wenn die Beteiligten sich u.U. über die Bedingungen und den Konstitutionszusammenhang ihrer Tauschakte bewusst sind, verscheucht dies »keineswegs den gegenständlichen Schein der gesellschaftlichen Charaktere der Arbeit« (23/88).

Wieder war es nur eine mikrologische Veränderung, die Heinrich vornahm, doch im Effekt schlug der theoretische Sinn der marxischen Formulierungen um – wie eine ökonomistische Falle, die zuschlägt. Die gleiche Positivierung des Negativen ist am Werk, wenn es heißt: »Marx will gerade zeigen, dass die Menschen handeln, *ohne* sich über die Bedingungen ihres Handelns bewusst zu sein.« (E72) Wenn der Vollzug eines gesellschaftlichen Aktes wie des Tauschs nicht zwingend von einer »adäquaten Idee« davon abhängt, wie Spinoza sagen würde, heißt das nicht, dass eine solche zwingend ausgeschlossen wäre.

Es bleibt nicht beim Determinismus des falschen Bewusstseins, diesem einstigen Lieblingsthema des in die Jahre gekommenen Neomarxismus der 68er-Bewegung, sondern die ökonomistische Schließung steigert sich zu einem absoluten

9 Vgl. 23/88, wo Marx keineswegs in dieser Allgemeinheit sagt, dass die Menschen nicht wissen, was sie tun, wenn sie tauschen. Es geht um etwas ganz Spezifisches: »Indem sie ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch als Werte gleichsetzen, setzen sie ihre verschiedenen Arbeiten einander als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen das nicht, aber sie tun es.«

Determinismus des Handelns. Zuerst werden die Subjekte zum Verschwinden gebracht. Aus der marxischen Einsicht, dass die Warenproduzenten ihre gesellschaftlichen Beziehungen über die Tauschverhältnisse realisieren, in denen sie die Waren einander gegenüberstellen, wird durch eine kaum merkbliche Verrückung: »Es sind nicht die Menschen, die in einer Beziehung zu einander stehen, sondern die Waren.« (E71) Dass die Produzentenbeziehung nicht unmittelbar ist, bringt sie in Heinrichs Sicht gleich zum Verschwinden. Ferner: Wenn es bei Marx einschränkend heißt: »Aber es handelt sich hier um die Personen nur, soweit sie die Personifikation ökonomischer Kategorien sind, Träger von bestimmten Klassenverhältnissen und Interessen« (23/16), wenn es also darum geht, welchen Aspekt der Personen Marx im *Kapital* behandelt bzw. dass er andere Momente ausklammert, treten die Personen schlechthin bei Heinrich »nur auf, soweit sie ›Personifikation ökonomischer Kategorien sind« (E61). Hierauf folgt ein Allsatz, der die marxische Selbstrelativierung vollends in einen absoluten Determinismus umbiegt: »Die tauschenden Personen sind in ihren Handlungen zwar frei, als *Warenbesitzer* müssen sie aber den ›Gesetzen der Warennatur‹ folgen.« (E61) Einen Teufel müssen sie! Wenn sie möchten, können sie Ware verschenken. Die »Gesetze der Warennatur« determinieren das Feld, nicht den einzelnen Warenbesitzer und schon gar nicht im einzelnen Fall. Die Individuen erfahren sie im Erfolg oder Misserfolg ihrer Handlungen. Erst in der Wiederholung kommt die Rückkoppelung zum Tragen. Bei Heinrich lenkt die Struktur die Individuen wie der Schicksalsfaden des Mythos die Helden der antiken Tragödie. »Mit der Werttheorie will Marx eine bestimmte gesellschaftliche Struktur aufdecken, der die Individuen folgen müssen, *egal was sie sich dabei denken*.« (E44) Hier ist im Eifer des Gefechts sogar der Bewusstseinsdeterminismus aufgegeben. Aber wie folgt man einer Struktur? Man folgt einem Vorbild oder einer Erwartung; innerhalb einer Struktur sucht man seinen Weg, sofern man nicht ›aussteigt‹.

Heinrichs Hohn über die »Beschwörung, dass doch alles Praxis sei« (R101), rührt vom Unverständnis, dass sich hier eine Frage auftut: die nach den Vermittlungen zwischen individuellen Handlungen und strukturellen Bedingungen. Marx hat diese Vermittlung nicht durchbuchstabiert, aber er hat Ansätze entwickelt, Begriffe wie »treibendes Motiv« und »bestimmender Zweck« (vgl. 23/164), an denen eine Theorisierung gut ansetzen kann.¹⁰

6. Die Ablehnung des Rekurses auf Praxis

Praxeologische Analyse hält Heinrich für eine, die auf der Ebene des intentionalen Subjekts angesiedelt ist, und erklärt: »Haug's Praxis- und Gesellschaftsbegriff [...] bleibt konzeptionell auf der Ebene der *Feuerbach-Thesen* und der *Deutschen Ideologie* stecken.« (R100) Im *Kapital* dagegen wisse Marx, dass die Menschen nicht wissen, was sie tun. Auf ihre Tätigkeit, Praxis zu rekurrieren, hieße demnach, auf eine Instanz falschen Bewusstseins zu rekurrieren. »Das, was sie wissen und

10 In den *Neuen Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«* wende ich mich u.a. dieser Frage zu.

was ihre Praxis unmittelbar anleitet, entstammt [...] all den Fetischformen, Mystifikationen und Verkehrungen [...] Solche Praxis ist aber kein Erklärungsgrund, sondern ein Gegenstand, der selbst der Erklärung bedarf.« (R100) Ich fange an zu verstehen, warum Althusser, der die *Feuerbach-Thesen* gleichfalls für eine marxische Kinderkrankheit gehalten hat, den Fetischbegriff aus seinem Marx eliminieren wollte, wie Heinrich die ›unsauberen‹ Vermischungs- bzw. Vermittlungsbegriffe. Aber nun gut: Wenn Praxis, wie Heinrich sagt, »der Erklärung bedarf«, woher soll dann diese Erklärung kommen, wenn nicht aus der *Analyse der Praxis*? Das von Marx in seiner von Heinrich (R100) so geringschätzig abgefertigten 8. Feuerbach-These angestrebte »Begreifen der Praxis«, wodurch »alle Mysterien, welche die Theorie zum Mystizismus veranlassen, [...] ihre rationelle Lösung« finden können (3/7), warum soll das nicht genau den Weg bezeichnen, auf dem jene »Fetischformen, Mystifikationen und Verkehrungen« in der Kritik der politischen Ökonomie durchschaubar geworden sind? Gäbe es einen anderen Weg? Böte ›objektive‹ Strukturanalyse eine Alternative? Doch was sollte sie sein wenn nicht Analyse der Praxisstrukturen, will man nicht bewusstlos die Verdinglichung reproduzieren? Voraussetzung und Resultat lassen sich nicht auseinanderdividieren, sollen nicht positivistisch tote Faktizitäten die bewegten Zusammenhänge verstellen, deren Analyse in Frage steht. Soziale Strukturen sind ›resultierende Voraussetzungen‹ der Praxis, um einen Grundbegriff der Dialektik zu verwenden, ohne den man nichts versteht. Sie aufzuklären ist der Sinn ›praxeologischer‹ Analyse. Eine andere kann es für Marxisten nicht geben. Die Kritik der politischen Ökonomie ist die Einlösung der 8. Feuerbach-These, nicht deren Aufhebung. Alles andere wäre theoretischer Mystizismus, der sich mit den Mystifikationen des Kapitals herausredet. Und so ist auch der Einsatz dieser Debatte letztlich die alte Alternative zwischen einem Marxismus als einer Art modernen Priesterwissens über der Masse der ›notwendig‹ Unwissenden, und einem, wie Mandel und Agnoli sagten, »offenen Marxismus«, dessen ›Philosophie‹ einem allgemein zugänglichen ›Quellcode‹ gleicht. Heinrich glaubt dagegen, primär das notwendig nichtgewusste Objektive darstellen zu können, um erst jetzt die Subjekte einzuführen, die jenes zwingend vollführen müssen.

Gegen den Rekurs auf Praxis sucht Heinrich daher sein Heil bei der »marxischen Unterscheidung von Formbestimmungen und Handlungen« (R101). Gut gebrüllt, Löwe! Nur dass die »Wertform als Praxisform für sozialen Stoffwechsel« begriffen werden muss (*Vorlesungen X.7*). Dann löst sich Heinrichs positive Gewissheit des Nichtwissens der in solchen Formen ihr Leben Praktizierenden in einer anderen Fragestellung auf, die den Vorzug hat, sowohl theoretisch als auch praktisch – lebenspraktisch *und* praktisch-politisch – bearbeitbar zu sein. Die Form, in der die Akteure bewusst tätig sind, ist nicht Gegenstand ihrer Tätigkeit, ihr Bewusstsein also Bewusstsein-in-der-Form, nicht notwendig Bewusstsein der Form. Wie die Psychoanalyse umfasst auch die Sozioanalyse der Praxen das Nichtintendierte. Sie schaut den Akteuren gleichsam über die Schulter auf das, was jene hinterrücks bedingt. Heinrichs Frage, »wie diese Wirklichkeit in der gedanklichen Reproduktion *dargestellt*« wird (R101), ist, wenn darunter nicht einzelne Determinanten, sondern

konkretes Bewusstsein verstanden wird, auf allgemeiner Ebene nicht zu beantworten. Es gibt eher wahres Denken als wahres Leben im falschen, ließe sich mit Adorno sagen.

Nicht selten überschreitet Heinrich die Grenze zu einer Textsorte, die man religiös zu nennen versucht ist, weil man in den Zirkel eines Glaubens eingeführt werden soll. Der Weg führt nicht ins Freie, sondern wie bei Initiationsriten ins Innere eines Mysteriums. Noch wenn man solcher Rede widerspricht, färbt sie ab, und die Diskussion nimmt Züge des Theologengezänks an. Marx erscheint nun als Heinrichianer, der sich darüber, dass er das ist, leider im Unklaren ist und daher bedauerliche Popularisierungen vorgenommen hat, in denen er dem »Arbeiterbewegungsmarxismus«¹¹ huldigt.

7. Gantenbeinmarxismus

»Mein Name sei Gantenbein«, heißt ein Roman Max Frischs, worin ein biederer Bürger aus seiner gewachsenen Identität und dem Netz seiner gesellschaftlichen Beziehungen aussteigt. Heinrich verhält sich zur marxistischen Geschichte wie ein anderer Gantenbein. Der scheinbare Ausweg, einfach aus der wahrhaft nicht rosigten Geschichte des Marxismus auszusteigen und die nötige Selbstkritik als Fremdkritik abzuleiten, riskiert »intellektuelle Kurzatmigkeit, die im Ausfall der historischen Dimension des Bewusstseins sich vollendet« (Adorno, GS 4, 139). Frieder Otto Wolf ruft gar die »neue Marxlektüre im 21. Jahrhundert« aus, der es »nicht mehr um die Apologetik einer immer schon fertigen [...] Politik« gehe (2004, 7). Das gibt zu verstehen, es sei sämtlichen Marx-Interpretationen im 20. Jahrhundert just darum gegangen, und macht den Eindruck, hier wolle einer per Salto mortale den Absprung in eine neue Zeit schaffen. Doch der Kalender mit seinen drei Nullen rechts von der 2 zeigte gewisslich keinen theoretischen Paradigmenwechsel an.

Als Rudi Dutschke die Studentenbewegung zum Anschluss an den Sozialismus der Arbeiterbewegung drängte, wusste er, dass es mit historischem Wissen, so unentbehrlich es ist, nicht getan sei, dass es aber ohne historisch-kritische Aufarbeitung der geschichtlichen Erfahrung an orientierenden Kriterien fehlen würde. »Die alten Konzepte des Sozialismus müssen kritisch aufgehoben, nicht vernichtet und nicht künstlich konserviert werden. Ein neues Konzept kann noch nicht vorhanden sein, kann nur im praktischen Kampf, in der ständigen Vermittlung von Reflexion und Aktion, von Praxis und Theorie erarbeitet werden.« (1968, 90f)

Da Heinrich die rettende Kritik an den marxistischen Überlieferungen meidet und sich außerhalb der Geschichte der Klassenkämpfe stellt und die Dialektik der Logik opfert, gerät seine Einführung zur Entführung aus dem Marxismus. Es gibt

11 Heinrich stellt klar, dass mit seinem Abfertigungswort »Weltanschauungsmarxismus« »etwas ähnliches [...] gemeint ist« wie mit dem Abschiebungsbegriff »Arbeiterbewegungsmarxismus« bei Robert Kurz (E52, Fn. 11). Jenes Abschiebungswort ist nicht besser als die Rede vom »traditionellen Marxismus«. Was soll das für ein marxistisches Denken sein, das keine »Weltauffassung« enthält, wie Gramsci sagen würde.

gute Gründe, eine erste Einführung nicht mit der Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur zu belasten. Doch Heinrich erzieht zur Verachtung der Überlieferung. Es ist wahr, der Marxismus ist auch eine Last. Eine Illusion aber ist es, ihn abschütteln und sich unmittelbar zu Marx verhalten zu können, wie man sich unmittelbar zu Gott verhalten zu können meinte. Sollten wir uns nicht darauf verständigen können, dass es darauf ankommt, den Marxismus im Lichte der historischen Erfahrung und der praktisch-theoretischen Probleme der Gegenwart zu verändern? Jene fiktive Unmittelbarkeit trägt bei zu dem unerlaubt naiven Ausblick, mit dem Heinrichs Buch schließt: Angesichts der Destruktivität des Kapitalismus gebe es »genug gute Gründe, den Kapitalismus abzuschaffen und zumindest zu versuchen, ihn durch einen ›Verein freier Menschen‹ zu ersetzen« (E221). Als ob das mit »guten Gründen« zu bewerkstelligen wäre! Und ein Verein mit bald zehn Milliarden Mitgliedern? Ohne historisch-kritische Vermittlung, die sich nicht einfach erhaben dünkt über allen »traditionellen Marxismus« und die mit ihm verbundenen historischen Erfahrungen, die negativen eingeschlossen, eignen sich auch Marx-Zitate als Opium des Volks.

Literatur

- Adorno, Theodor W., *Minima Moralia*: »Intellectus sacrificium intellectus« (1951), GS 4, Frankfurt/M 2003, 138f
- Agnoli, Johannes, u. Ernest Mandel, *Offener Marxismus. Ein Gespräch über Dogmen, Orthodoxie und die Häresie der Realität*, Frankfurt/M-New York 1980
- Althusser, Louis, »Die Veränderung der Welt hat kein Subjekt. Notiz zu den *Thesen über Feuerbach*«, in: *Neue Rundschau*, 106. Jg., 1995, H. 3, 9-16
- Dutschke, Rudi, »Die geschichtlichen Bedingungen für den internationalen Emanzipationskampf«, in: U. Bergmann u.a., *Rebellion der Studenten oder Die neue Opposition*, Reinbek 1968, 33-93
- Hafner, Kornelia, »Diskussionen gegen den Zeitgeist: Das Marx-Kolloquium«, in: Diethard Behrens (Hg.), *Geschichtsphilosophie oder Das Begreifen der Historizität*, Freiburg 1997, 15-40
- Haug, Wolfgang Fritz, »Die Bedeutung von Standpunkt und sozialistischer Perspektive für die Kritik der politischen Ökonomie«, in: ders., *Bestimmte Negation*, Frankfurt/M 1973, 143-86
- ders., »Wachsende Zweifel an der monetären Werttheorie«, in: *Das Argument* 251, 45. Jg., 2003, H. 3, 424-37 (zit. Z)
- ders., »Marx' Lernprozess«, in: ders., *Dreizehn Versuche marxistisches Denken zu erneuern*, 2., verbesserte u. erw. Aufl., Hamburg 2005 (i.E.), 215ff
- ders., *Neue Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«* (in Vorbereitung für 2005)
- Hecker, Rolf, »Einfache Warenproduktion oder einfache Warenzirkulation – die Debatte um die Ausgangskategorie des *Kapital*«, in: *In memoriam Wolfgang Jahn*, Wiss. Mitteilungen des Berliner Vereins zur Förderung der MEGA-Edition, H. 1, Hamburg 2002, 81-91
- Heinrich, Michael, *Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition*, Hamburg 1991 (2., überarb. u. erw. Aufl., Münster 1999)
- ders., »Über ›Praxeologie‹, ›Ableitungen aus dem Begriff‹ und die Lektüre von Texten. Antwort auf W.F. Haug«, in: *Das Argument* 254, 46. Jg., 2004, H. 1, 92-101 (zit. R)
- ders., *Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung*, Stuttgart 2004 (zit. E)
- Popper, Karl, *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde* (1944), Band II: *Falsche Propheten – Hegel, Marx und die Folgen*, Bern 1958
- Wolf, Frieder Otto, »Geleitwort« zu: Jan Hoff, *Kritik der klassischen politischen Ökonomie. Zur Rezeption der wertheoretischen Ansätze ökonomischer Klassiker durch Karl Marx*, Köln 2004, 7-11